

# Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt  
mit Erzähler vom Schwarzwald / Erste Tageszeitung des Oberamts Neuenburg

Amtsblatt für Wildbad  
mit amtlicher Fremdenliste

Erscheint Werktags

Telephon Nr. 41

Bezugspreis monatlich 80 Pfg. Durch die Post  
im Reichspostamt Nr. 215 Mt. in Karlsruhe  
2,25 Mt. vierteljährlich, hiezu Schnellgeld 30 Pfg.

Anzeigen 8 Pfg. von auswärtig 10 Pfg. die Gar-  
monatszeit oder deren Raum.  
Kleinanzeigen 25 Pfg. die Zeile.  
Bei Inseraten, wo Anzeigen in der Expedition  
zu erlangen ist, wird für jedes Inserat 10 Pfg.  
besonders berechnet. Bei Offerten 20 Pfg.

Nr. 23

Dienstag, den 29 Januar 1918

35. Jahrgang

## Arbeiten und ausharren!

Ein stellvertretendes Generalkommando händigt dem  
einigen Unteroffizieren und Mannschaften, die zur Kriegs-  
industrie beurlaubt oder entlassen werden, das folgende  
Merksblatt aus:

An euch, die ihr zur Arbeit in der Kriegsindustrie  
beurlaubt oder entlassen werdet, ergeht die dringende Maß-  
nahme, immer eingedenk zu sein, daß ihr durch rastlose  
Arbeit zur baldigen und siegreichen Beendigung dieses  
Krieges beitragen könnt. Je mehr Waffen ihr unseren  
Truppen liefert, je besser ihr sie mit allem ausstattet,  
was sie nötig haben, desto größer werden die Verluste  
unserer Feinde, desto mühsamer ihre Anstrengungen, desto  
früher werden sie zum Frieden geneigt sein. Jede Ar-  
beitsleistung aber verlängert den Krieg,  
denn er schwächt unsere Verteidigung und gibt dem Feinde  
neue Zuversicht. Jeder Streik verursacht einen Ausfall  
an Verteidigungsmitteln und muß daher mit deutscher  
Blüte bejagt werden. Wer jetzt streikt, der opfert die  
Leben seiner Kameraden für einen eigenen selbsttätigen  
Zweck, der vergrößert die Verlustliste, vermehrt die  
Zahl der Toten, der Witwen und Waisen, nimmt tausende  
vielen Familien ihren Ernährer, erhöht das Kriegsleiden.  
Der Rüstungsarbeiter, der unsere Beschützer die Waffen  
verweigert zu einer Zeit, wo von allen Seiten Feinde  
darauf trachten, Rand und Verwüstung in unser Land  
zu tragen, begeht aber nicht nur ein Verbrechen,  
sondern auch eine unheilvolle Todsünde. Der tiefe und  
lechte Grund des Weltkrieges liegt in dem Erfolg der  
Arbeit des deutschen Arbeiters. Das „Made in Germany“

„In Deutschland hergestellt“ — hat die Welt erobert  
und die englische Ware immer mehr zurückgedrängt. Das  
ist der eigentliche Grund, warum England schon viele  
Jahre vor dem Kriege darauf ausging, Deutschland ein-  
zufrieren und die ganze Welt auf uns zu ziehen. Wer die  
Arbeit einstellt und dadurch unseren Sieg gefährdet, der  
verderbt die englische Absicht, den deutschen Arbeiter zu  
ermorden. Daher haltet euch die vom Leibe, die euch  
zu Streiks aufwiegen wollen. Sie befragen die Geschäfte  
des Feindes, sie sind feindlichen Agenten gleichzusetzen.  
Durch Streiks wird nicht der Friede gefördert, sondern  
Niederlage und Untergang. Denkt immer daran, daß  
England seine Arbeiterschaft nur dadurch für diesen Krieg  
gewonnen hat, daß es seinen Arbeitern sagte: „Du wirst

um den Lohn reicher sein, der dem deutschen Arbeiter  
genommen wird.“ Entbehrungen, die euch Knappheit an  
Lebensmitteln, Kohlen usw. auferlegen, trägt in dem  
bewußtsein, daß, wenn ihr ausharrt, ein günstiger Friede  
sicher ist, der eure und unseres ganzen Volkes wirtschaft-  
liche Zukunft sichert. Würden wir aber jetzt, angeführt  
des sicheren Sieges, zusammenbrechen, dann würden wir  
künftig nicht nur Entbehrungen, sondern Hunger zu  
ertragen haben, dann würden uns unsere Feinde einer  
Frieden aufzwingen, der eine Zukunft voll Arbeitslosig-  
keit, Elend und Verzweiflung in sich schließt. Also, Kameraden,  
arbeiten und ausharren, das ist es, was Ehre  
und Muth gebietet, denn das ist der einzige und  
alleinige, der sichere Weg zu einem baldigen glücklichen  
Frieden.

## Vom Hauptauschuß.

Berlin, 26. Jan. An der Aussprache über die Rede  
des Staatssekretärs v. Rühlmann im Hauptauschuß des  
Reichstags beteiligten sich die Abgg. Graf Westarp (kons.),  
Fehr v. Camp (Deutsche Fraktion), Ledebour (Unabh.  
Soz.), Seyda (Pol.), Erzberger (Ztr.), Dr. David (Soz.)  
und Naumann (Fortschritt). Herr v. Rühl-  
mann ergriff darauf noch einmal das Wort, indem er  
u. a. ausführte: Er pflichte der Meinung bei, daß die  
deutschen Minister häufiger sprechen und auf die An-  
regungen des Auslands rasch antworten sollten. In-  
des seien die deutschen Minister in viel höherem Maße zu-  
fänglich ihrer Ressorts und überläßt als in England,  
wo der Minister in erster Linie Politiker ist. Dort ge-  
hört die öffentliche Rede zu den feststehenden Gewohnhei-  
ten, der Minister hat sozusagen zwei Persönlichkeiten,  
er ist die öffentliche Meinung noch nicht durchgebrungen.  
Der Gedanke einer Besitzergreifung im Osten, sei für  
die Reichsregierung unmöglich. Die Gestaltung unserer  
Rolle im Osten habe vor Beginn der Verhandlungen den  
Gegenstand eingehender Erwägungen zwischen der poli-  
tischen und der Obersten Heeresleitung gebildet. Er (Rühl-  
mann) erinnere sich nicht, daß zu irgend einer Zeit  
nennenswerte Meinungsverschiedenheiten hierüber bestan-  
den haben. Die Bolschewiki haben erst dann gegen die  
Vereinbarung der ukrainischen Rada Widerspruch er-  
hoben, als die Rada ihre eigenen Wege ging. Allein  
Sinnland wie die Ukraine sind nach unserer Meinung  
benötigt zur diplomatischen Verhandlung berechtigt wie

irgend ein anderer Staat. Wenn die Polen unzufrieden  
sind, daß sie nicht zugelassen sind, so mögen sie sich  
bei den Russen bedanken. Wir können nicht alles ver-  
öffentlichen, was die Bolschewiki in Brest-Litowsk zum  
Beispieler hinausreden. Die Bolschewiki predigen sehr schön  
vom Selbstbestimmungsrecht, sie selbst aber üben die reinste  
Gewaltherrschaft. In der Polenfrage haben die Vorbe-  
sprechungen, die seit Monaten im Gange sind, noch  
nicht zu einem mäßigungsreichen Zustand geführt. Wir  
erstreben ein freies, aufrichtiges und freundschaftliches  
Verhältnis zwischen uns und den Randvölkern.

Staatssekretär v. Ballraf: Der Abg. Rau-  
mann hat ein Flugblatt erwähnt, das mir jetzt in  
Vorlesung vorliegt und das in dem Ruf ausklingt: „Mühet  
zum allgemeinen Massenstreik in den nächsten  
Tagen!“ Zu diesem Aufruf möchte ich sagen: Die ver-  
bündelten Regierungen sind sich der Pflicht zur Aufrecht-  
erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit unter  
allen Umständen bewußt. An dem Ernst und der Festig-  
keit des Willens möchte ich keinen Zweifel lassen. Ich  
habe von unserer Arbeiterschaft, der ich in meh-  
reren Tätigkeiten jahrelang nahegestanden habe, ein-  
mal viel zu hohe Meinung, als daß ich glaube, auch nur  
ein kleiner Teil unserer Arbeiterschaft könnte dem Au-  
fruf im Ausmaß Folge leisten. Wir stehen in Verhand-  
lungen über einen Sonderfrieden mit Rußland. Daß es  
sich nur um einen Sonderfrieden handelt, ist nicht unser  
Schuld. Noch jüngst hat der Pariser „Temps“ die deut-  
schen Arbeiter zum Ausstand aufgerufen. In dem Augen-  
blick, in dem die deutschen Räder still stehen, werden  
die Räder der Munitionsfabriken unserer Gegner doppelt  
mäßig schaffern. Alle Stände, arm und reich, haben bisher  
gewetteifert in der Treue zum Vaterland. Daß auch die  
deutsche Arbeiterschaft in diesem vorbildlichen Eifer aus-  
harrt, das ist und bleibt mein fester zuverlässiger Glaube.

## Der Weltkrieg.

W. B. Großes Hauptquartier, 28. Jan. (München)  
Westlicher Kriegsschauplatz:  
Nördlich von Beerslaere wurden bei einem Ge-  
wöhnungsvorstoß 17 Engländer, darunter ein Offizier ge-  
fangen.  
Die Artillerietätigkeit war fast an der ganzen Front

## Der Gänsedoktor.

Humoristische Novelle von D. Gans-Bachmann.

„Aber, liebes Fräulein!“ tröstete er tröstend.  
„Ja doch!“ beharrte sie. „Ist es anderes als Betrug,  
wenn man andere täuscht, in ihnen Hoffnung erweckt, die  
man nicht erfüllen kann! Und dabei noch das widerliche  
Schauspiel, diejenigen, die man betrügen will und soll,  
selbst als Betrüger zu sehen; o, wie schrecklich es doch zu-  
kommt auf der Welt! Sehen Sie, wohin wir auch kamen,  
immer war ein Sohn, Nefte oder Vetter da, der mit mir  
vielmehr mit meinen Millionen beglückt werden sollte  
als der mir aus eigenem oder fremdem Antrieb auf Leben  
und Tod den Hof machte: alle übrigen Herren aber wurden  
sorgsam ferngehalten. Und nun auch hier, auch hier das-  
selbe Spiel, dasselbe gegenfeitige Betrügen!“  
„Nehmen Sie's nicht so krauslich, Fräulein.“ sagte er  
in beruhigendem Tone, „und trösten Sie sich leicht mit dem  
Gedanken, daß es wenigstens einen Menschen gibt, der  
die Wahrheit kennt.“  
„Das ist mir auch eine Wohlthat.“ entgegnete sie mit  
einem tiefen Seufzer der Enttäuschung.  
„Und darf ich wiederkommen, nach dem Befinden  
meiner Patientin zu fragen?“ bat er und hielt ihr seine  
beiden Hände hin.  
„Rasch und freundlich legte sie ihre Hände in die seinen  
und erwiderte herzlich: „Gewiß, und zwar recht oft; ich  
werde dann alles wieder leichter fragen, meine Vertrauens-  
rolle und den Anblick der anderen, denen ich unter die  
Wäsche geschaut.“  
Er hielt ihre Hände fest, und einige Sekunden lang  
sahen sie einander in die Augen; aus ihrem Blick sprach  
langes Vertrauen, aus dem seinen wärmste Teilnahme  
und Freude über das gewonnenen Vertrauen. Während  
dieses ein gutmütig-spielender Zug um seinen Mund.  
„Sagen Sie, verehrtes Fräulein, fällt Ihnen nichts  
auf bei der Geschichte?“ fragte er.  
„Was sollte mir denn auffallen?“ fragte sie erstaunt.  
„Ne, sehen Sie, ich bin statt des gefährlichen Doktors  
hier und bin doch auch nicht älter als er und bin ein  
Junggeselle — zu deutsch Garçon —; sagen Sie, bin ich

„Sie betrachtete ihn lächelnd.  
„So sagen Sie's, Fräulein, aber aufrichtig.“ bat er.  
„Gewißlich nicht, aber herzensgut.“ erwiderte sie und  
drückte noch einmal seine Hände.  
„Also bloß gut! Na, ist auch etwas, wenn auch nicht  
viel.“ sagte er mit einem komischen Seufzer; bei ihrem  
Händedruck aber ward ihm so merklich warm um  
Herz wie noch nie; er hob die beiden blaffen Hände empor  
und küßte sie.  
In dem Augenblick trat Fritz ein.  
„Ah guten Morgen, Herr Liebhardt, was macher  
dem Sie da?“ rief er. „Ist was krank bei uns? Etwas  
gar der Schimmel?“  
„Nein, ein Täubchen diesmal.“ antwortete Liebhardt  
rasch gefast.  
„Ah, gehen Sie doch!“ meinte Fritz ungläubig.  
„Wegen einer Taube hat Sie Papa gewiß nicht ge-  
rufen.“  
„Warum zweifeln Sie daran?“ fragte Edith weiter.  
„Aber das wäre doch gar zu dumm; die Behandlung  
kostet doch mehr als zehn gesunde Tauben.“ meinte er  
stillschweigend.  
„Ist du aber ökonomisch!“ sagte Liebhardt bewun-  
dernd. „Wenn man aber um die Leiden der kranken Taube  
kümmern will?“  
„Ja, da dreht man ihr einfach den Hals um, das ist  
das Kürzeste.“ meinte Fritz.  
Liebhardt's Blick floh zu Edith hinüber, die ihn traurig  
erwiderte. „Wenn man es doch getan hätte!“ sagte sie  
seufzend.  
„Ah, du hast eine kranke Taube, Edith!“ fragte Fritz.  
„Ja, wo denn?“  
„In Hause, Fritz.“ entgegnete sie.  
„O weh, wenn die nicht von selber gesund geworden  
ist, muß sie längst tot sein, bis dein Brief mit einem Re-  
zept kommt.“ meinte der Knabe mit verächtlichem Nase-  
rumpfen. „Ihr Mädchen seid ja so dumm.“  
„Fritz, Fritz!“ erschallte Rindholzens Stimme aus dem  
Garten.  
Fritz, der soeben verächtlich von der Dummheit der  
Mädchen gesprochen hatte, verschämte es durchaus nicht,  
Schnur bei einem solchen zu ziehen.  
„Loh mir nichts tun, Edith!“ bat er und ersuchte die  
Patientin Edith, Rindholz trat ein

„Ah, da ist er ja.“ rief er, Fritz bemerkend.  
„Loh ihn doch, Cuck!“ bat Edith.  
„Ich tue ihm ja nichts, was hast du denn?“ fragte er  
erkannt und wäherie sich seinem Sprößling, der trotz dieser  
Verfälschung eben zu einem Gebrüll sich ansetzte; in dem  
Augenblick aber trat Tante Amalie ein und Rindholz gab  
die Verfolgung seines Sohnes auf.  
„Nun, was raten Sie mir für meinen süßen Liebling,  
Herr Doktor?“ wandte sich Frau Amalie an Liebhardt.  
„Sprechen Sie es aus, Sie können jedes Opfer ver-  
langen! Soll ich nach dem Nordpol mit ihr oder...?“  
„Nein, nein, Sie sollen ruhig hier bleiben.“ unter-  
brach sie Liebhardt. „Das Fräulein braucht Ruhe und ein  
freundliches Familienleben und das findet sie hier am  
besten.“  
„Findet sie, findet sie!“ rief Rindholz erfreut. „Sie  
sind ein Prachtmenschen, lieber Doktor, daß's immer ge-  
sagt. Wenn ich um meine Meinung gefragt würde, wären  
Sie längst zum Professor ernannt.“  
„Lieber Herr Doktor.“ rief nun auch Frau Amalie  
beglückt. „wenn Sie mir mein Kind gesund machen, dann  
sollen Sie sehen, was ich für Sie tue. Wenn ich wieder  
zurückkehre aus meiner Zurückgezogenheit in die Kreise,  
in denen ich gewohnt bin zu verkehren, dann sind Sie, Sie  
Sie daran denken, an irgend eine Universität berufen.“  
Liebhardt verbeugte sich ungemein tief, weil es ihm  
am besten gelang, sein Lächeln zu verbergen.  
„O, danken Sie nicht.“ wehrte Frau Amalie ab, ehe  
Liebhardt nur daran dachte, ein Wort zu erwidern, „mir  
kann es nicht schwer, denn ich habe Connaissances, Con-  
naissances... nicht wahr, Ditha?“  
Liebhardt vermied es, das Mädchen anzusehen, wußte  
er doch, wie peinlich sie wieder von der Kunsterei ihrer  
Mutier verführt sein mußte.  
„Sie fröhlichen doch mit uns, Doktorchen, was?“  
rogte Rindholz herzlich. „Lassen Sie die Patienten mal  
ihnen warten.“  
Lautes Lachen ertönte aus einer Ecke des Zimmers.  
„Die sagen schon nichts, hehe!“ lachte Fritz. Rind-  
holz fuhr herum und warf dem Knaben einen heinabe  
schmerzhaften Blick zu; er hätte ihn aber rasch und sagte  
mit gewöhnlichem Nachdruck: „Ja, laß dich, vom Herrn  
Doktor Liebhardt läßt man sich eben alles bieten.“





